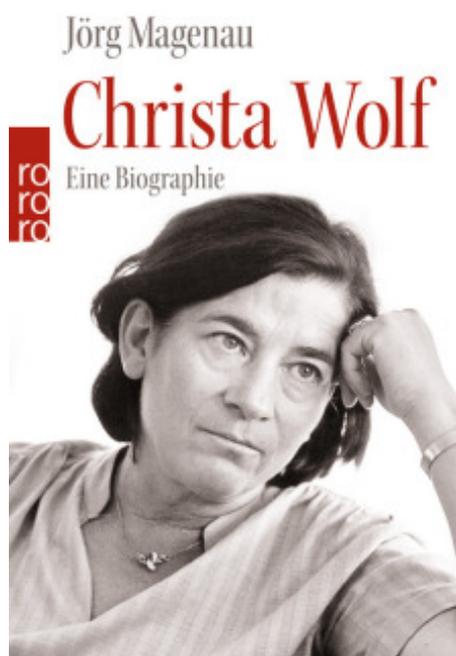


Leseprobe aus:

Jörg Magenau

Christa Wolf



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Jörg Magenau

Christa Wolf

Eine Biographie

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Einige Rechteinhaber der Fotos konnten nicht ausfindig gemacht werden. Der Verlag bittet dies zu entschuldigen. Ausstehende Honorare werden auf Anfrage jederzeit nacherstattet.

Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, September 2013
Copyright © 2002 by Kindler Verlag GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München
(Abbildung: SZ Photo / Fred Dott)
Satz DTL Documenta PostScript (InDesign) bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 61085 1

Inhalt

- Von vorn anfangen
9
- Goldene Nüsse
Die Pflicht, glücklich zu sein:
Kindheit in Landsberg
19
- Das verlorene Lachen
Flucht ohne Wiederkehr – Ankunft im Sozialismus
33
- Wir heißen euch hoffen
Das Lachen Brechts:
Studienjahre in Jena und Leipzig
46
- Der Endsieg des Proletariats
Aufstrebende Kritikerin mit Klassenstandpunkt
64
- Schreib, Christa! Schreib!
Die Wahrheit als Waffe:
Funktionärin mit Moral und Frustrationen
78
- Dialektik der Aufklärung
Perspektivlos und ineffizient:
Margaretes Gespräche mit der Stasi
98
- Stadt auf sieben Hügeln
Einmal Moskau und zurück:
Das wiedergefundene Lachen
111

- Bewährung in der Produktion
Einmal Bitterfeld und zurück:
Ankunft im sozialistischen Alltag
127
- Wir sind stolz auf Dich!
Geteilter Himmel, geteilte Kritik:
Die Verteidigung der Herzländer
142
- Wir brauchen Weltoffenheit!
Die mauergeschützte Idylle:
Kleinmachnower Freundschaften
157
- Die weggeschlagenen Hände
Verlierergefühle:
Das 11. ZK-Plenum im Dezember 1965
175
- Unter Generalverdacht
«Nachdenken über Christa T.»
und der Prager Frühling
195
- Mach's nicht zu scharf, Heinz
Ein untröstlicher Verleger am Küchentisch:
Immer noch «Christa T.»
213
- Zeit, in der wir leben
Stillhalten und Abstand nehmen:
Die Entdeckung der Welt
237
- Seelsorgerin und Ärztin
Schreiben als Therapie:
Kindheitsmuster und Krankheiten zum Tode
252

- Bedenken in einer Verfahrensfrage
Nach der Biermann-Ausbürgerung:
Christa Wolf sagt etwas Produktives
270
- Wer bleibt?
Mit dem Rücken zur Wand:
Wer nicht mehr schreiben kann, muss gehen
288
- Die Literatur als Sehnsuchtsorgan
Neue Heimat jenseits der Systeme:
Von der DDR nach Deutschland
305
- «Einverstanden. Erich Honecker»
Überwachen und Loben:
Die neue Sprache und der Büchnerpreis
318
- Friede, Frauen, Feierstunden
Im Zentrum des Untergangs:
Kassandra Wolf sieht schwarz
331
- Schlechte Nachrichten
Ein Störfall im Kräutergarten und andere Katastrophen
346
- O Täler weit, o Höhen!
Der Anfang vom Ende, Atemnot
und ein rauschendes Fest
366
- Coming Out
Der kurze Herbst der Anarchie
oder Die Schule der Demokratie
381
- Literatur als Kriegsschauplatz
Einfach zu naiv:
Muh und mäh oder Die Frage, was bleibt?
401

Unordnung und spätes Leid
Fundstücke im Archiv, Befunde in eigener Sache:
Medea und die Stasi
418

Abendlicht
438

Die Zeit der Wunder ist vorbei:
Nachruhm zu Lebzeiten
439

Leibhaftig bis zuletzt
Dinosaurier mit Schutzengeln:
Wohin sind wir unterwegs?
453

Anmerkungen
479

Bibliographie
521

Personenregister
533

Von vorn anfangen

«Eine Art Mit-Schrift wäre mein Schreibideal. Ein Griffel folgte möglichst genau der Lebensspur, die Hand, die ihn führte, wäre meine Hand und auch nicht meine Hand, viele und vieles schriebe mit, das Subjektivste und das Objektivste verschränkten sich unauflösbar, «wie im Leben», die Person würde sich unverstellt zeigen, ohne sich zu entblößen, der Blick betroffen, jedoch nicht vom Bodensatz ungeklärter Ressentiments getrübt, nicht kalt, anteilnehmend, so unsentimental wie möglich, verdiente sich so vorurteilsfreie Aufmerksamkeit –»

Christa Wolf 1994'

Eine beliebte hypothetische Frage lautet, ob man sich ein anderes Leben gewünscht hätte als das, das man hatte. Es ist ein Gedanken-spiel, eine Phantasieflucht, um versuchsweise in andere, glück-lichere Rollen zu schlüpfen. Zu verbessern gäbe es immer etwas, und Wünsche, die unerfüllt blieben, gibt es auch. Christa Wolf musste sich in einem Fernsehinterview zu ihrem 70. Geburtstag mit dieser Frage auseinandersetzen, und sie antwortete darauf wie fast alle Menschen mit Nein. So wie es war, so soll es auch ge-wesen sein – wie sonst? Da saß sie auf einem Gartenstuhl vor ihrem Sommerhaus in Mecklenburg, sehr gelassen, sehr freundlich, ein wenig zerbrechlich wirkend und doch ihrer selbst kraftvoll gewiss. Dieser Frau, das konnte man sehen, war nichts mehr anzuhaben. Wer so viele Angriffe auf die eigene Person und die eigenen Werke in zuverlässiger Regelmäßigkeit überstanden hat, ist nicht so leicht

zu erschüttern. Wer so viele Hoffnungen begraben hat, braucht sich auch vor dem eigenen Leben nicht mehr zu fürchten.

Schwerer tat sich Christa Wolf mit der Zusatzfrage, ob sie ihr gelebtes Leben noch einmal genau so leben wollte. Da war ein Erschrecken in ihrem Gesicht zu erkennen, ähnlich dem, das sie einmal bei Anna Seghers als Reaktion auf dieselbe Frage beobachtet hatte. Noch einmal dieses Leben? Noch einmal den Glauben an die sozialistische Utopie? Noch einmal die mühsamen, schmerzhaften Emanzipationsversuche, das Ringen um Freiheit im Schatten der Ideologie? Noch einmal all die zermürbenden Auseinandersetzungen mit Parteibonzen und Ästhetikwächtern? Wieder zurück ins geteilte Deutschland mit Kalten Kriegern hüben und drüben, wo jedes Buch unweigerlich zwischen die Fronten geriet? Christa Wolf antwortete prompt. Ein bisschen klüger, ein bisschen geschickter würde sie im Wiederholungsfall schon gerne sein. Aber dann wäre es ja nicht mehr dasselbe Leben. «Also, es geht nicht», sagte sie pragmatisch. «Man muss das Leben nehmen, das man hat, und versuchen, das Beste daraus zu machen, so lange wie es eben geht.»

Viele würden ebenso antworten. Und doch klingt darin die stets wiederkehrende Grundmelodie dieses Lebens an, lieber am Vertrauten festzuhalten, als den großen Ausbruch zu wagen, und eher das beste Mögliche zu praktizieren, als für das unmögliche Beste alles aufs Spiel zu setzen. Die Biographie Christa Wolfs ist eine Chronik fortgesetzter Verabschiedungen. Sie lässt sich auch als beharrliches Festhalten, als Dabeibleiben oder nur als Dableiben beschreiben. Kontinuität und Brüche bedingen sich gegenseitig. «Ernüchterung» ist der Begriff, der ihr Leben am hartnäckigsten begleitet. Welten liegen zwischen dem sozialistischen Sturm und Drang der Bescheidwiserin der fünfziger Jahre und der vorsichtig gewordenen Siebzigerjährigen im Mecklenburger Garten. Die Summe der Niederlagen, Irrtümer und Ent-

täuschungen ergibt in ihrem Fall kein falsches Leben, sondern ein aufrichtiges.

«Das Leben», sagt Christa Wolf entsagungsvoll, «ist nicht auf ›Glück‹ angelegt.»² Die Erfahrungen der Aufbruchszeit des Sozialismus, die zum Glück geradezu verpflichtete, hinterließ ihr ein Misstrauen gegen allen verordneten Optimismus. Wer Christa Wolf und ihre Werke später zu charakterisieren versuchte, hob gewöhnlich ihren «elegischen Ton» hervor oder bezeichnete sie, wie Marcel Reich-Ranicki es tat, kurz und brutal als «Deutschlands humorloseste Schriftstellerin»³. Dieses Urteil verkennt ihren sublimen, niemals polternden Humor. Ironie ist allerdings nicht ihre Sache. Ihr Schreiben ist dominiert von Trauer, Ernst und Sorge. Der Horizont ihres Schreibens ist jederzeit «Wahrheit», verstanden als ein Zustand subjektiver Wahrhaftigkeit. Vom Glück, das so viele Menschen als persönliches Lebensziel nennen, sagt sie in durchaus marxistischer Tradition: «Glück? Was ist das? Ein Zentralphänomen der Trivialliteratur, dem sie übrigens ihre große Aufmerksamkeit verdankt. In ihren entfremdeten Lebensverhältnissen sehnen sich die Menschen nach ›Glück‹ – ganz verständlich. Nur dass diese Sehnsucht sich unter den heutigen gesellschaftlichen Umständen aus der kleinbürgerlichen Moral speist mit ihrer Sucht nach Harmonie und ihrem Geschick, die Konflikte der Realität zu verdrängen.»⁴

In der Geschichte «Unter den Linden» erzählt Christa Wolf aber doch von einer Begegnung mit dem Glück. Die Erzählung entstand 1969 in einer Phase tiefer Niedergeschlagenheit und Depression. Die Auseinandersetzung mit dem Glück hatte hier eine kathartische Funktion. Sicherheit und die Überwindung der Zweifel erscheinen als Bedingung des Glücks. Am Ende aber gelingt es nur im Traum. Da begegnet der Erzählerin eine junge Frau, die in ihrer Schönheit, Lockerheit und Fröhlichkeit all das repräsentiert, was sie sich immer vergeblich gewünscht hatte. «Nie vorher», heißt es

da, «hatte eine Begegnung mich so getroffen. Diese Frau würde niemals vom Glück verlassen sein. Alles, was anderen misslang, würde ihr glücken. Nie, nie konnte sie Gefahr laufen, sich zu verfehlen.»⁵ Im Erwachen wird der Erzählerin dann klar, dass es sie selbst war, der sie da begegnete, und dass der Sinn dieser «Bestellung» darin lag, sich selbst «wiederzufinden»⁶.

Die «Schwierigkeit, Ich zu sagen» – so ein zentrales Motiv in ihrem Werk –, ist für einen kurzen, traumhaften Moment aufgehoben. Die Erzählerin ist ganz bei sich: Utopie der Übereinstimmung mit sich selbst. Außerhalb des Traums jedoch kann es eine solche Ankunft beim eigenen Ich nicht geben. Welches «Ich» aus der langen Reihe verschiedener Personen, die eine Biographie ausmachen, wäre dem zugrunde zu legen? Wann ist der Mensch er selbst, wenn er erst aus der Summe seiner sich wandelnden Erscheinungsbilder begreifbar wird? Man kann mit Äußerlichkeiten beginnen, wie es der Schriftstellerkollege und Freund Günter de Bruyn tat, als er 1972 ein Porträt über Christa Wolf schreiben sollte. Wie ein Maler ging er die Aufgabe an und versuchte, das Gesicht zu schildern, dem er die Herkunft aus der Region östlich der Oder ansehen zu können glaubte. «Das Haar ist dunkel. Die Brauen, weil auch dunkel, sind deutlich herausgehoben; tief angesetzt beschatten sie Augen schwer erkennbarer Färbung. Grau, grün, blau, graugrün, grau-blau? Bezeichnend die Nase: schon vom Ansatz her Tendenzen zur Breite. (...) Passend dazu dann die Flächen, groß, ausgedehnt, die Stirn, die Wangen.»⁷ Am Ende des Besuches aber resignierte der Porträtist. Er musste erkennen, dass er mehr in dieses Gesicht hineinlas, als sich darin entdecken ließ, dass die Freundlichkeit und die offene Aufnahme, die er bei der Familie Wolf erfuhr, ihn auf sich selbst zurückwarfen. De Bruyn schrieb: «Vor dem Gesicht, das er erforschen wollte, stand er wie vor dem eignen Gewissen. Er kann verstehen, dass mancher das nicht mag. Der wehrt sich dann mit Anschuldigungen – und charakterisiert sich selbst.»⁸

Also blieb das Porträt Fragment und ist gerade dadurch sprechend. Die emotionale Mischung aus Eingeschüchtertheit, Erleichterung und schließlich Bewunderung, die sich im Besucher einstellte, ist typisch für Begegnungen mit Christa Wolf.

Eine Tendenz zur Gemeindebildung umgibt ihre Person wie ein heiliges Rauschen. Ostdeutsche sehen in ihr eine Fürsprecherin des «Es kann doch nicht alles schlecht gewesen sein»-Bewusstseins, eine Jeanne d'Arc, die das «Recht auf die eigene Biographie» und selbstbewusste Ost-Identität verkörpert. Für Frauen ist sie ein Vorbild selbstverständlichen weiblichen Selbstbewusstseins und Vertreterin einer humaneren, «weiblichen» Rationalität: eine sanfte Feministin. Für die traditionelle Linke ist sie die gelernte Cassandra, deren zuverlässige Warn- und Mahnrufe sich mit reflexhaft düsterem, antikapitalistischem Kopfnicken begleiten lassen. Grün-Alternative finden in ihren Büchern die gesundheitsfördernde Vollkornmischung aus Selbstverwirklichungsbestrebungen, Umweltbewusstsein, Weiblichkeit und Friedenssehnsucht. Für Literaturfreunde ist sie eine Art weiblicher Heinrich Böll des Ostens, in ihrer internationalen Bedeutung und weltweiten Anerkennung unter den deutschen Gegenwartsautoren wohl nur mit Günter Grass zu vergleichen.

Wer Verehrung produziert, produziert zugleich Feindschaft. «Ich bin eine Figur, auf die man vieles projizieren kann», sagte Christa Wolf in einem Gespräch, das ich 1994 für die Wochenzeitung «Freitag» mit ihr führte.⁹ Da lagen die heftige Debatte um ihre Stasi-Mitarbeit Ende der fünfziger Jahre und ihre Erzählung «Was bleibt» noch nicht weit zurück. Vor 1989 im Westen eher als kritische DDR-Autorin wahrgenommen, galt sie nach der Wende plötzlich als «Staatsdichterin» und Repräsentantin des Systems, für dessen Veränderung sie sich doch eingesetzt hatte. Weil Christa Wolf moralische Integrität und subjektive Aufrichtigkeit nicht nur propagierte, sondern repräsentierte, eignete sie sich so

gut für Angriffe, die auf mehr zielten als bloß auf die Literatur. Und umgekehrt schien mit ihrem Bekenntnis, einmal die informelle Mitarbeiterin «Margarete» gewesen zu sein, schlagartig auch ihre Literatur erledigt.

Gerade deshalb lohnt es sich, entlang ihres Lebens die Geschichte der DDR noch einmal zu erzählen: als politische Biographie einer Autorin, die sich in die Kämpfe ihrer Zeit stets eingemischt hat. Ob als mutige Opponentin auf dem 11. Plenum des ZK der SED im Dezember 1965, bei den Protesten gegen die Biermann-Ausbürgerung 1976 oder als Rednerin auf dem Alexanderplatz am 4. November 1989: Stets war Christa Wolf an exponierter Stelle dabei, auch wenn sie dabei gelegentlich wie in Thomas Brussigs Satire «Helden wie wir» mit der biedereren Eislauftrainerin Jutta Müller verwechselt werden konnte. Für Brussig und die jüngere Generation aus der DDR hatte sich ihr vorsichtiges Agieren bereits überlebt. Sie, die mit der DDR nichts mehr zu tun haben wollten, konnten auch mit der Haltung loyaler Dissidenz, die bis zuletzt nicht auf Überwindung, sondern auf die Verbesserung der DDR-Gesellschaft zielte, nichts mehr anfangen.

Mit dem historischen Abstand zu den überhitzten Debatten der Wendezeit sind auch die einfachen Antworten veraltet, die, selbst ideologisch und moralisierend, sich kaum für die lebensweltliche Vielfalt und den Widerspruch zwischen Anpassung und Veränderungswille interessierten. Christa Wolf ist seltsam unbeschadet aus dem Getümmel hervorgegangen. Unbeschadet, aber nicht unberührt: Sich mit ihrer ganzen Person ein- und auszusetzen gehört seit je zu ihren Prinzipien; ihr Schreiben und ihr politisches Handeln sind stets Methoden der Lebensbewältigung, sodass sich «Person» und «öffentliches Wirken», «Leben» und «Schreiben» nicht trennen lassen. Repräsentierte Heiner Müller für viele die kalte, zynische Vernunft des Intellektuellen, so steht Christa Wolf für wärmende Zuwendung und emotionale Fürsorge. Man wird

sehen, ob solche Zuschreibungen haltbar sind. Die Funktion als moralische Mutter der Nation hat sie in dem Maße eingebüßt, in dem die hypertrophe Rolle der Schriftsteller und Intellektuellen des Ostens als ersatzweiser Öffentlichkeit und einer Instanz für Trost und Kritik sich historisch erledigt hat. Auch «den Westen» als außen liegenden Verstärker gibt es nicht mehr. Der Resonanzraum des öffentlichen Sprechens ist verschwunden. Doch die Gemeinde blieb.

Als ich Christa Wolf mit dem Plan einer Biographie konfrontierte, lehnte sie höflich, aber bestimmt ab. Dafür sei es noch zu früh, man möge sich doch gedulden, bis sie einmal nicht mehr da sei. Noch habe sie einiges vor und betrachte ihr Leben und ihr Werk nicht als abgeschlossen. Die Erfahrungen, die sie nach der Wende mit der (west)deutschen Öffentlichkeit gemacht hatte, trugen dazu bei, dass ihr bei der Vorstellung einer Biographie unbehaglich wurde. Doch wem ginge es anders? Man muss nicht allzu viel Phantasie aufbringen, um sich vorzustellen, dass es nicht sehr angenehm ist, zum Gegenstand erhoben und zum Objekt gemacht zu werden. Dabei wollte sie gegen einen Autor, der als Westler, als Mann und einer jüngeren Generation zugehörend ihr denkbar fremd gegenübertrat, noch nicht einmal Einwände erheben. Christa Wolf, deren Literatur stets auf die Stärkung des Subjekts gerichtet ist und allen Versuchen entgegenarbeitet, den anderen zum Objekt zu machen, hätte es gerne mit Anna Seghers gehalten und allein das Werk sprechen lassen. Schließlich aber akzeptierte sie, dass sie als wichtige Figur der Zeitgeschichte und als Autorin von überragender Bedeutung auch ein biographisches Interesse ertragen müsse. Und da sie es nicht verhindern könne, wolle sie wenigstens dazu beitragen, dass die Fakten stimmen.

Die Gespräche mit ihr und Gerhard Wolf wurden von Mal zu Mal offener. Bei Kaffee und Keksen saßen wir in ihrem Arbeitszimmer, wo die Fotografien von Heinrich Böll, Friedrich Schlotterbeck,

Rosa Luxemburg und der Mutter Herta Ihlenfeld im Bücherregal stehen. Unentwegt klingelte im Flur das unduldsame Telefon: die Töchter, die Enkel, Freunde, Redaktionen. Christa Wolf liebt es, von Menschen und Gesprächen umgeben zu sein. Wenn sie manchmal stöhnt, dass ihr das eigentlich zu viel sei, dann ist das nicht so gemeint. Ohne den Trubel wäre es noch viel schlimmer.

Von der DDR sprach sie in Anekdotenform, manchmal mit einem Kopfschütteln, oft lachend. Das Land, dem die Kämpfe ihres Lebens gegolten haben, lag in weiter Ferne, in tiefer Vergangenheit. In staunenswerter Abgeklärtheit blickte sie darauf zurück. Zur Materialfülle aus Interviews und Briefen, Zeitungsartikeln, Bibliotheken füllender Sekundärliteratur und Archivmaterial, mit denen ich mich beschäftigte, kamen so die Informationen aus erster Hand, Geschichten und Anekdoten, die Christa und Gerhard Wolf zumeist gemeinsam erzählten, indem sie sich dabei immer wieder ins Wort fielen: Lass mich mal erzählen, da warst du doch gar nicht dabei!

Nicht alle Erinnerungen ließen sich eindeutig rekonstruieren. Von manchen Erlebnissen oder Gesprächen blieb Jahrzehnte später nur noch die Atmosphäre übrig oder ein Gefühl. Manchmal widersprachen sich die beiden und gerieten mit der Chronologie der Ereignisse durcheinander. Das bleibt nicht aus nach fünfzig Jahren gemeinsamen Lebens. In ihrer Literatur misstraut Christa Wolf hartnäckig linearen Handlungsabläufen. Erinnerungen sind anarchisch und halten sich nicht an die Chronologie. Jede Gegenwart ist durchsetzt von Vergangenheiten. Eine Biographie muss das Leben trotzdem als Kontinuum erzählen, selbst wenn klar ist, dass es sich dabei um eine Konstruktion handelt. Nicht nur das Werk, auch das Leben handelt mit Fiktionen. So autobiographisch das Material vieler ihrer Bücher ist, so inszeniert und kalkuliert sind manche Äußerungen zur Person in Interviews und Selbstauskünften. Es ist im Nachhinein oft nicht zu entscheiden, was nun als «wahr»

genommen werden kann. Im Zweifelsfall steckt die Wahrheit in der Summe der entworfenen Bilder, je widersprüchlicher, umso echter. Die Aufrichtigkeit persönlicher Briefe steht dem wahnhaften Wirklichkeitsfetischismus der Stasi-Akten gegenüber, in denen sich erstaunlich viel Unsinn findet. Die Wolfs haben, als sie 1992 ihre sogenannten «Opfer»-Akten einsehen konnten, einen ganzen Koffer mit Kopien gefüllt, den sie mir zu lesen gaben. Seltsame Situation, als Gast in ihrem Wohnzimmer zu sitzen, dort die Überwachungshinterlassenschaften eines voyeuristischen Staates zu studieren und damit Einblicke in Lebensdetails zu erhalten, die Gästen normalerweise verschlossen bleiben. Manchmal kam Christa Wolf herein, setzte sich dazu und sagte: Scheußlich, was? Es war eine ermüdende Lektüre, bei der in der Fülle der Nebensächlichkeiten rasch der Blick fürs Ganze verloren geht. Das Ganze aber ist: ein exemplarisches deutsches Intellektuellenleben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Erzählungen über die DDR kranken häufig daran, dass sie von ihrem Ende aus erzählt werden und dass das Wissen um das Scheitern des Sozialismus ihnen als Voraussetzung zugrunde gelegt wird. Man muss dennoch, um den Handlungen der in ihre Zeit eingebundenen Personen gerecht zu werden, von vorn und mit offenem Ende erzählen. Noch ist nichts entschieden. Sonst könnten alle Hoffnungen nur falsch gewesen sein. Alle Taten wären immer schon verfehlt, und die, die früher lebten, wären immer die Dummen. Wäre es so, könnte man sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit sparen. Also versuchen wir es und fangen ganz von vorne an.